



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Buckle und Darwin. 5

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sich, daß es ihnen trotz aller Bemühungen zu Gunsten des Deutschen ihr Leben lang die geläufigere Sprache bleiben wird.

Aber mit Rücksicht auf den gewiß nicht ansehbaren Satz: „So lange die Lothringer nicht dieselbe Sprache reden, wie die übrigen Bürger Deutschlands, so lange wird sich auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reiche bei ihnen nicht einstellen,“ darf wohl angenommen werden, daß möglichst bald Einrichtungen getroffen werden, die uns dem zunächst zu erstrebenden Ziele näher bringen, nämlich daß in den heute noch rein französischen Gegenden beide Sprachen vom Volke neben einander gebraucht werden.



## Buckle und Darwin

5



ieviel vom Darwinismus noch übrig bleiben wird, nachdem das, was an ihm am meisten blendet, als wertloser Schein erkannt sein wird, und ob dereinst die Naturgeschichte Darwin als ihren eigentlichen Begründer verehren wird, wie die Astronomie Copernikus, die Chemie Lavoisier, den Schöpfer der antiphlogistischen Verbrennungslehre, und die Physik Robert Mayer, der das Gesetz von der Erhaltung der Kraft aufgefunden hat, muß der Zukunft anheimgestellt bleiben. Soviel darf man, ohne den Wert der zahlreichen Einzelergebnisse von Darwins Beobachtungen herabzusetzen, schon heute sagen, daß kein Bestandteil seiner Lehre eigentlich neu ist. Daß die einzelnen Wesen sich aus einem Urstoff stufenweise entwickelt haben möchten, haben die Philosophen von alten Zeiten her für wahrscheinlich gehalten. Die Umgestaltung des Schafes in ein Kamel durch Anpassung an die Umgebung beschrieb Buffon ganz so, wie Darwin das Werden der Giraffe. Daß sich die Eigenschaften der Eltern auf die Kinder vererbten, wußte jedermann, und praktisch verwertet wurde dieses Wissen sowohl vom Gesetzgeber Lykurg wie in den Gestüten. Daß Organe und Fähigkeiten durch Übung gestärkt werden und beim Nichtgebrauch verkümmern, pflégten lange vor Darwin die Prediger und Katecheten in Erinnerung zu bringen, wenn sie das Gleichnis im 25. Kapitel des Matthäus von den Talenten oder Pfunden erklärten; eben durch diesen Zusammenhang ist das Wort Talent, das ursprüng-

lich ein Gewicht, dann eine Geldsumme bedeutete, bei den christlichen Völkern zu der Bedeutung „Geistesanlage“ gekommen. Neu an Darwins Lehre ist die Verbindung dieser Bestandteile zu einem Ganzen, und gerade die Art, wie er diese Verbindung herstellt, enthält viel Ansechtbares.

Die wichtigste und wohlthätigste Wirkung, die der Darwinismus bei uns in Deutschland geübt hat, dürfte darin bestehen, daß er die beginnende Reaktion gegen einen zügellosen, selbstsüchtigen Individualismus verstärkte, indem er die Abhängigkeit des Individuums von der Gattung und den höhern Wert der Gemeinschaft im Vergleich zum Werte der Einzelnen wieder allgemein zum Bewußtsein brachte. Aber nachdem diese Bewegung längst über ihr Ziel hinausgeschossen hat, sollte jetzt die entgegengesetzte, ergänzende Wahrheit wieder mehr beachtet werden, und als deren Vertreter möchte ich Buckle empfehlen. Wenn es einerseits richtig ist, daß der Einzelne nicht vorhanden wäre ohne die Gattung und daß er sich nur in Wechselwirkung mit seinesgleichen entfaltet, so kann doch andererseits nicht geleugnet werden, daß ohne die Einzelnen auch keine Gattung vorhanden wäre, die ja weiter nichts ist, als die Gesamtheit gleichartiger Einzelmenschen. Und wenn es Pflicht ist, das eigne Wohl dem Gemeinwohl unterzuordnen, so hat diese Pflicht doch nur so lange einen Sinn, als man unter dem Gemeinwohl das Wohl aller einzelnen Personen versteht, die die Gemeinschaft ausmachen. Im politischen Leben wie in der Wissenschaft wird diese einfache Wahrheit nur allzuoft und allzuleicht aus den Augen verloren, und man mutet den Menschen zu, sich für ein Allgemeines zu opfern, das keine Gemeinschaft lebendiger Menschen mehr ist, sondern nur ein Staats-, Kirchen- oder Gesellschaftsbegriff, ein Abstraktum. Hierdurch verliert das Wort Gemeinwohl allen Sinn, denn Abstrakta befinden sich weder wohl noch übel. Und die Verehrung leerer Begriffe fälscht zu guter Letzt die einfachsten Empfindungen, wie denn Mazzini z. B. gestand, daß er die Menschheit zwar liebe, aber jedem einzelnen Menschen gram sei.

Auch daß der Darwinismus dem Menschen die leibliche Seite seines Daseins und deren Wichtigkeit zum lebendigen Bewußtsein brachte, war von großem Nutzen gegenüber einer Staatskunst, Philosophie, Pflichtenlehre und Pädagogik, die den Menschen als reinen Geist, den Leib entweder als Hindernis der Vollkommenheit oder als *quantité négligeable* auffaßte und so die einfachen Gemüter verwirrte und stets über Mißerfolge klagen mußte. Aber der Darwinismus geht auch hierin zu weit. Buckle weist ebenfalls, von einer andern Seite her, die Abhängigkeit des Geistes von der Natur nach, zugleich aber auch, daß der Fortschritt der Zivilisation diese Abhängigkeit vermindert durch die Denktätigkeit des Einzelgeistes, der nicht den Naturgesetzen, sondern seinen eignen Gesetzen folgt. Buckle läßt den Geist zwar stets an die Natur gebunden bleiben, aber nicht in ihr untergehen. Die Darwinianer vermögen den Geist aus dem chemischen Brei, in den sie ihn aufgelöst haben, nicht mehr zurückzugewinnen;

und Darwin selbst gesteht, wie wir gesehen haben, mit Betrübniß ein, daß den Meinungen veredelter Affenseelen keine zuverlässige Geltung beizumessen sei, und daß durch diesen „entsetzlichen“ Umstand der wissenschaftlichen Forschung der Boden unter den Füßen weggezogen werde, ein Geständnis, das unsre deutschen Darwinianer ihrem Publikum zu verraten sich sorgfältig hüten, dem sie aber selber nicht ausweichen könnten, wenn sie folgerichtig denken wollten. Buckle hingegen zeigt in der prachtvollen Parallele zwischen Bossuet und Voltaire (im 13. Kapitel der fünfbandigen Ausgabe), wie Voltaire die Erfolge der menschlichen Vernunft auf Gebieten studirte, wo sie schlechterdings nicht verkannt und geleugnet werden können, wie hierdurch seine Bewunderung der menschlichen Vernunft und sein Vertrauen zu ihr, aber damit zugleich auch seine Liebe zu den Menschen beständig wuchs. Weder einem Voltaire noch einem Buckle würde die alberne und traurige Redensart entschlüpft sein, die der darwinistische Zug der Zeit den Berichterstattern auf den Schlachtfeldern im Jahre 1870 entlockte: „Der Natur ist es ja nur um die Erhaltung der Gattung zu thun!“ Ist die Natur ein blindes, bewußtloses Wesen, dann ist es ihr überhaupt um nichts zu thun; alles, was geschieht, ist dann Unsinn, und jede Betrachtung darüber ist doppelt Unsinn. Wird aber Gott gemeint, dem ist es natürlich um die Personen, seine Kinder, zu thun, und um die Gattung nur insoweit, als diese gleich jeder andern irdischen Ordnung zu den Lebensbedingungen der Personen gehört.

Die Darwinianer wollen nicht bloß die Naturwissenschaften, sondern das ganze Leben vom Schulunterricht bis zu den Gesellschaftseinrichtungen biologisch gestalten; aber wenn wir uns mit dieser allgemeinen Redensart nicht begnügen und nach ihrer Anwendung auf bestimmte Fälle fragen, so erhalten wir entweder gar keine Antwort, oder es werden uns offenbar unausführbare Vorschläge gemacht. Buckle hingegen bietet eine Menge Aufschlüsse von großem theoretischen und praktischen Wert, die bisher viel zu wenig gewürdigt worden sind. Sie leiden an Einseitigkeit und Übertreibung, und ich würde nicht raten, sie unverbessert und uneingeschränkt in ein Handbuch der Geschichte für Primaner aufzunehmen, aber sie geben immer genau die Stelle an, von wo aus der Zusammenhang der Begebenheiten und Erscheinungen gefunden werden kann, und wenn ihn Buckle selbst manchmal nicht richtig bestimmt, so kommt das daher, weil er noch nicht alle hierzu erforderlichen Thatsachen beisammen hatte. Er erkennt und bekennt das selbst mit tiefem Schmerz am Schlusse des 18. Kapitels, der hier wenigstens auszugsweise wiedergegeben werden soll. Buckle ist in der Geschichte der Schotten bei dem auffälligen Widerspruch angelangt, der zwischen den gewerblichen und wissenschaftlichen Leistungen dieses Volkes und seiner Bigotterie zu bestehen scheint, und er verspricht, diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen. Daß er nur scheinbar sein könne, muß jeder zu einer wissenschaftlichen Auffassung der Weltgeschichte befähigte zugestehen.

Denn in der geistigen Welt herrscht so wenig Gesetzlosigkeit wie in der körperlichen; hier wie dort ist alles Übereinstimmung und Ordnung. Alle scheinbaren Widersprüche sind nur Gegensätze, Selbstwiderspruch (inconsistency) kann in einem Volkscharakter nicht vorkommen. Wenn sogar Männer der Wissenschaft einem Volke widersprechende Eigenschaften beilegen, so vergessen sie, daß dieser falsche Schein nicht den Gegenständen anhaftet, sondern nur eine Wirkung ihrer Unwissenheit ist. Diese Unwissenheit zu beseitigen, zu zeigen, daß alle Bewegungen im Völkerleben vollkommen gesetzmäßig verlaufen und in jedem einzelnen Falle nur die notwendige Wirkung anderer vorhergegangener Bewegungen sind, das ist eben die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Löst er sie nicht, so mag er ein Biograph, ein Annalen- oder Chronikenschreiber sein, ein Geschichtsschreiber ist er nicht. Das erste Gesetz der Geschichte lautet: Werden gewisse Begebenheiten vorausgesetzt, so müssen gewisse andre Begebenheiten mit Notwendigkeit erfolgen. Dieses Gesetz durchgreifend anzuwenden, ist unendlich schwierig, aber durch seine Anwendung erhebt sich die Geschichte zur Beherrscherin aller Wissenschaften. Freilich muß, wer dieses Ungeheure unternimmt, auf manchen Antriebe verzichten, der sonst wohl die Forschung mächtig fördert: auf Volksgunst, Gunst der Großen und Ehrenstellen. Nicht allein wird man ihn der Unwissenheit beschuldigen, sondern man wird seine Beweggründe verdächtigen und ihm nachsagen, daß er den Wert der Sittlichkeit leugne und die Religion untergrabe. Aber läßt er sich dadurch nicht abschrecken, so wird er die verborgenen Umstände enthüllen, von denen das Schicksal der Nationen abhängt, er wird in der Vergangenheit den Schlüssel zur Zukunft entdecken und die Gesetze der geistigen und der Körperwelt zu einer einzigen Wissenschaft vereinigen. Wer das vollbringt, der wird einen Neubau der Wissenschaft aufführen, in dem alle Widersprüche des ältern Baues gelöst erscheinen. Vielleicht sind wir Heutigen für diesen Bau noch nicht gerüstet. Jedenfalls wird der, der ihn unternimmt, wenig Freunde und Helfer finden. Er wird den Grund legen, andre werden das Gebäude aufführen; diese werden ernten, was er gesäet hat. Und in der That erfordert solch ein Werk nicht bloß das Zusammenarbeiten vieler Forscher, sondern auch die Anhäufung der Erfahrungen mehrerer Geschlechtsfolgen. „Einst, ich gestehe es, war ich anderer Ansicht. Als ich zum erstenmale das Ganze des menschlichen Wissens überblickte und, wenn auch noch so undeutlich, die einzelnen Teile und ihre gegenseitigen Beziehungen erkannte, da ward ich von der überwältigenden Schönheit des Anblicks dermaßen bezaubert, daß ich mein eignes Urtheil belog und mir einredete, ich würde instande sein, nicht bloß das Ganze zu überschauen, sondern auch die Einzelheiten zu bewältigen.“ Aber ach, je mehr der Gesichtskreis sich erweitert, desto mehr weicht er zurück, und in desto weiterer Ferne zerfließen die anfangs scheinbar so nahen Gestalten! Jetzt wird mir klar, einen wie kleinen Teil nur des ursprünglichen Planes ich auszuführen

vermag. Vielleicht ist die Thorheit meines Wagnisses von dem sittlichen Vorwurfe der Anmaßung nicht freizusprechen. Trotzdem vermag ich sie nicht zu bedauern, sondern möchte vielmehr meine ursprüngliche Stimmung nochmals zurückrufen, denn es giebt kein größeres Glück als eine Hoffnung, deren Schwung noch durch keine Enttäuschung gelähmt ist. „Nun sind sie dahin, diese Gesichte einer ungezügelter Einbildungskraft! Dies Geständnis verurfsacht mir Pein, aber ich darf es dem Leser nicht vorenthalten, damit er nicht des irrigen Glaubens lebe, ich würde in diesem oder in einem etwa noch folgenden Bande meiner Geschichte [leider folgte keiner mehr; der Tod zerriß den angesponnenen Faden] mein Versprechen einlösen. Etwas wenigstens hoffe ich zu vollenden, was die Denker der Gegenwart anregen und der Zukunft eine Grundlage darbieten wird, auf der sie weiter bauen kann.“ Dieses Etwas, die Analyse der schottischen Volksseele, hat er denn auch vollendet.

Deuten wir einige der wichtigsten Aufschlüsse, die er giebt, wenigstens an. Im 14. Kapitel erklärt er die Unvermeidlichkeit des Sturzes der Jesuiten in Frankreich aus der Wiederbelebung des Janßenismus, der, wie er denn aus dem kalvinistischen Holland stammte, wesentlich Calvinismus war. Der Calvinismus ist nämlich demokratisch, während der Katholizismus (den Buckle in diesem Abschnitt, um den Gegensatz zum Calvinismus hervorzuheben, stets Arminianismus nennt) ein aristokratisches Gepräge trägt. Der Calvinismus ist eine Religion für die Armen, der Arminianismus eine Lehre für die Reichen. Denn eine Lehre, die nur Glauben fordert, ist offenbar wohlfeiler als eine, die Werke fordert. Der Calvinist wird seine Sünde durch die Kraft des Glaubens los, der Arminianer muß sie durch äußere Leistungen tilgen, und wo der Klerus die Macht hat, da nehmen diese Leistungen stets die Richtung auf Bereicherung der Priester und Ausstattung der Gotteshäuser. Aber selbst wenn Werke der Nächstenliebe gefordert werden, machen diese die Religion kostspieliger, als sie bei den Calvinisten ist, bei denen jeder die Liebe auf seine eigne Person beschränkt. Die Aristokraten sind prunkliebend und ziehen daher den katholischen Gottesdienst vor. „Der gemeine Mann liebt den gottesdienstlichen Pomp nicht weniger als die Vornehmen, allein er bezahlt nicht gern dafür, und er weiß, daß eine zahlreiche Priesterschaft und großartige, reich geschmückte Kirchen einen bedeutenden Teil des Wohlstandes verschlingen, der ohne sie ungeschmälert seiner Hütte zufließen würde.“ Der Calvinist blickt mehr in sein Inneres, der Arminianer mehr auf andre; jener ist daher engherziger, aber nicht so knechtisch wie dieser; seiner eignen persönlichen Bedeutung sich bewußt, unabhängig im Denken, fragt er nicht nach Altertum, Überlieferung und Autorität. Die Lehre von der Unfreiheit des Willens offenbart ihm die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens; trotz arger Verirrungen, die sie erzeugt, ist sie daher der Wissenschaft förderlich, während die Arminianer mehr den Künsten zuneigen. Die Hauptvertreter des Arminianismus, die Jesuiten, mußten wohl

fallen in einem Lande und einer Zeit, wo die Staatsmänner Szeptiker und die Theologen Sanfenisten waren!

Diese hier stark abgekürzte Darlegung fordert den Widerspruch in vielen Punkten heraus. Unter anderm lehrt die Geschichte wie die Erfahrung der Gegenwart, daß der Katholizismus mindestens ebenso oft die Religion der Armen wie die der Reichen ist. Auch hat Buckle hier und an der früher erwähnten Stelle, wo er den Protestantismus als höhere Entwicklungsstufe des Christentums dem Katholizismus entgegensetzt, einen Umstand gänzlich außer Acht gelassen, der für die Gestaltung und Wahl der Religion von entscheidender Wichtigkeit ist: den Unterschied der Volksseelen, der bewirkt, daß der Katholizismus den Romanen, der Protestantismus den Germanen innerlich verwandter ist. Aber kein Denker wird verkennen, von welcher Wichtigkeit trotzdem die aufgestellten Gesichtspunkte sind.

Im 15. und 17. Kapitel zeigt er, wie allgemeine Ursachen über jedes Hindernis triumphiren, das die entgegenwirkenden Bestrebungen einzelner ihnen in den Weg legen. An der ersten Stelle legt er dar, wie den Spaniern weder die alten Municipalfreiheiten ihrer Städte noch die Aufklärungsversuche der Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts etwas nützen konnten, weil beide keine Wurzeln im Volke hatten. An der zweiten Stelle zählt er die Mittel auf, durch die Jakob I. von Schottland sich vergebens die monarchische Gewalt zu befestigen bemühte, und fährt dann fort: „Wie fast alle Staatsmänner, überschätzte er die Wirkungskraft politischer Maßregeln. Obrigkeiten und Gesetzgeber vermögen die Krankheiten des Volkskörpers eine Zeit lang den Augen zu verbergen, heilen können sie sie nicht. Allgemeine Übelstände beruhen auf allgemeinen Ursachen, und diese sind der politischen Heilkunst unzugänglich. Nur die Anzeichen vermag der Arzt zu fassen, die Krankheit selbst spottet seiner Bemühungen und wird durch die Behandlung gewöhnlich bösariger.“ Endlich möchte ich noch an die vortreffliche Erörterung des Verhältnisses von Theorie und Praxis im 20. Kapitel erinnern, wo er darthut, daß zwar das Theoretisiren in der Praxis ebenso gefährlich wie in der Wissenschaft notwendig ist, daß aber jene praktischen Leute, die jede Theorie verachten und verspotten, meistens selber nur Sklaven einer einseitigen, blind geglaubten und beharrlich festgehaltenen Theorie sind.

Die mehrerwähnte Analyse des schottischen Volksgeistes, der die letzten beiden Kapitel des Werkes gewidmet sind, darf keiner unberücksichtigt lassen, der auf den Namen eines Historikers Anspruch macht. Dieser Teil ist frei von jenen Einseitigkeiten, schwach begründeten Verallgemeinerungen und schiefen Urteilen, die in den übrigen Kapiteln wohl vorkommen, weil Buckle den Stoff dafür vollständig beisammen hat, durchdringt und beherrscht. Die hinreißende Schönheit der Darstellung und die Wärme eines edeln Gemüths, von der sie durchglüht ist, machen zusammen mit dem gediegenen Inhalt dieses Bruchstück

zu einem Meisterwerke, das wir nur verunglimpfen würden, wenn wir einen leicht mißzuverstehenden Auszug davon geben wollten.

Der Mensch kann nur unter Menschen studirt werden, und nicht unter den Nagetieren, Ameisenfressern, Beuteltieren, Fledermäusen, Halbaffen und Affen, in deren Sippe er als ein „diskoplazentales“ Säugetier von den Darwinianern verwiesen wird. Daher leisten Untersuchungen wie die Buckles für das Verständnis des Menschenlebens unendlich mehr und sind auch von unendlich größerm praktischen Nutzen, als alle Untersuchungen über die Vererbung abgehackter Schwänze und alle die zahllosen Szenen aus dem Liebesleben der Sperlinge, Ratten, Maikäfer, Schmetterlinge und Schnecken, mit denen die Darwinianer uns den Appetit zum Essen, Lieben und Handeln verderben. Namentlich zum letztern. Denn wer soll noch Lust, Mut und Freudigkeit zum Schaffen haben, wenn er sich einreden läßt, daß nach Loges hübschem Ausdruck alle Geschehnisse nichts sind als das unvermeidliche Ergebnis eines Stoßes von hinten? Wer diesem Glauben verfallen ist, der wird, sofern nicht angeborene Regsamkeit ihn treibt oder ein unmittelbar zu erlangender Genuß ihn lockt, immerdar auf den Stoß warten und sich nur noch gestoßen bewegen.

Freilich verkündigt auch Buckle die Notwendigkeit, aber eine andre. Seine Notwendigkeit ergibt sich aus dem Weltplan, der für die Darwinianer nicht vorhanden ist. Und die, wenn auch unvollkommen erkannte Schönheit des Weltplans wird dem Erkennenden ein Antrieb zum Handeln, indem der Mensch sich freut, an seiner Verwirklichung mitarbeiten zu können, sodaß seine Handlungen, die an sich und von Gott aus gesehen notwendige Wirkungen außerhalb des Handelnden liegender Ursachen sind, für ihn und von ihm aus gesehen freudige Leistungen seines freien Willens sind. Wunder allerdings, die Störungen der geschmäßigen Verwirklichung des Weltplans sein würden, erklärt Buckle für unzulässig, nicht aber den Glauben an Gott, den Allwissenden, Allmächtigen und Allgütigen. Während Darwin sich mürrisch und ängstlich auf seinem Agnostikerstandpunkte verschanzte, um sich und andern die hinter dem botanisch-zoologischen Reichthum seiner Bücher gährende Öde und Leere eines der Hoffnung beraubten Gemütes zu verbergen, bekennt sich Buckle offen zu einem von Aberglauben freien Christentum. Er bedauert es (im 12. Kapitel) als ein Unglück, daß die französischen Aufklärer, anstatt nur die Macht der Kirche anzugreifen, die Grundlagen des Christentums untergruben. Jenen Männern sei der aus unvollkommener Sachkenntnis entsprungene Irrtum zu verzeihen. Wir Heutigen jedoch, meint er, würden ihn nicht mehr begehen. Wir wissen, daß das Christentum nicht an eine bestimmte Kirchenform gebunden ist. Wir wissen, daß die Geistlichkeit fürs Volk, nicht das Volk für die Geistlichkeit da ist. Wir wissen, daß Fragen der Kirchenverfassung nicht in die Religion, sondern in die Politik gehören. Und weil wir das alles wissen,

wird bei uns (in England) die Religion nur noch von oberflächlichen Geistern angegriffen. Sollten wir eines Tages finden, daß die Vorrechte und Reichtümer unsrer Bischöfe dem Gedeihen des Volkes hinderlich seien, so würden wir darum noch keine Feindschaft gegen das Christentum empfinden, da ja der Episkopat nur eine zufällige Einrichtung desselben ist. Oder versuchte unser Klerus es noch einmal mit einer Willkürherrschaft, so würden wir zwar ihm, aber nicht dem Christentum Widerstand leisten. Wir sehen in dem Klerus eine Körperschaft, die zwar zur Unduldsamkeit hinneigt und an einer in ihrem Stande begründeten Engherzigkeit leidet, die aber einen Teil jener großen und edeln Einrichtung bildet, durch die der Menschen Sitten gemildert und ihre Leiden gelindert werden. So lange die Einrichtung ihre Aufgabe erfüllt, lassen wir sie bestehen, wie sie ist; für den Fall, daß sie einmal den veränderten Verhältnissen einer fortschreitenden Gesellschaft nicht mehr angemessen sein sollte, behalten wir uns das Recht vor und besitzen wir die Macht, ihre Mängel zu verbessern, vielleicht sie selbst teilweise abzuschaffen. Aber nie können, nie dürfen wir die großen religiösen Wahrheiten antasten, die den Menschen trösten, ihn über den augenblicklichen Antrieb seiner Begierden erheben und ihm durch die Offenbarung seiner persönlichen Unsterblichkeit jene erhabenen Bestrebungen einflößen, die das Vorzeichen und die Bürgschaft seines zukünftigen Lebens darstellen.

Nach dem Zweck des Daseins dürfen wir die Darwinianer nicht fragen; bei ihnen giebt es kein „damit,“ sondern nur ein „weil“; jedes Wesen besteht, nicht damit es irgend etwas leiste oder genieße, sondern nur weil vor ihm ebenso zwecklos vorhandene Wesen es hervorgebracht haben. Sofern Entwicklung gleichbedeutend mit Fortschritt genommen wird, ist sie eigentlich gar nicht vorhanden. Eine nur durch äußere Anstöße erzwungene, an sich aber zwecklose Umbildung kann nicht Fortschritt genannt werden. Fortschreiten setzt ein Ziel voraus, dem man entgegenschreitet, ein Ideal, das verwirklicht werden soll, und das Ziel kann nur von einem bewußten Wesen gesteckt, das Ideal nur von einem Vollkommenen aufgestellt werden, der vor uns da war. Da es, wie Darwin sehr richtig sagt, einem Wurme nichts nützen würde, wenn er höher organisiert wäre, da aber die hoch organisierten Wesen von ihrer künstlichen Einrichtung auch weiter nichts davon haben, als daß ihnen eben unter erschwerenden Umständen das Dasein ermöglicht wird, ein Dritter aber, der von den höhern und niedern Wesen einen Vorteil zöge oder sie zu einem bestimmten Zwecke geordnet hätte, nicht da ist, so ist es nicht ein Fortschritt, sondern eine große Dummheit, daß nicht alle Würmer Würmer geblieben sind; wären wir allesamt noch Würmer, so hätten wir keine Schererei mit politischen, sozialen und wissenschaftlichen Fragen, schlimmstenfalls erlitten wir den Hungertod ohne vorhergehende Nahrungsfürsorge, und am allerbesten wäre es allerdings, wenn wir in keiner Form, auch nicht als Würmer, am Leben wären.

Buckle wirft die Frage nach dem höchsten Daseinszwecke nicht auf, aber nach allem, was er über Unsterblichkeit, Weltplan und die nähern Zwecke sagt, setzt er ihn in die Vollendung der menschlichen Persönlichkeit, und zwar in der Weise, daß die diesseitige Vollendung den Maßstab für die jenseitige abgibt. Er ist Optimist und Eudämonist, wie aus folgender Stelle im 19. Kapitel hervorgeht: „Völker wie Individuen können sich nur in dem Maße entwickeln, als sie alle Lebensverrichtungen kühn und furchtlos ausüben. Diese Verrichtungen erhöhen teils das geistige, teils das leibliche Wohlbefinden. Ein ganz vollkommener Mensch würde das höchstmögliche Maß von Befriedigungen genießen, das mit seinem und der übrigen Menschen beständigen Glück verträglich ist. Aber da es keine vollkommenen Menschen giebt, so verlieren wir alle mehr oder weniger das Gleichgewicht nach der einen oder der andern Seite hin, indem wir entweder dem Leibe oder dem Geiste zu viel einräumen. [Einzuräumen geneigt sind, würde ich lieber sagen. Denn neun Zehntel aller Menschen räumen ihrem Leibe nicht halb so viel ein, als sie ihm einräumen würden, wenn sie mehr Geld und weniger Polizei hätten; und die meisten Gymnastasten würden mit Vergnügen auf einen Teil der Gelehrsamkeit verzichten, die ihnen in den Kopf gestopft wird.] Daß die geistigen Genüsse höher stehen als die leiblichen, bezweifelt niemand; allein auf einen für die geistigen empfänglichen Menschen kommen hundert, die für die leiblichen empfänglich sind. [»Mehr,« muß man beidemale vor »empänglich« ergänzen; denn Personen, die für die eine oder die andre Art ganz unempänglich wären, giebt es unter den gesunden überhaupt nicht. Auch die berühmtesten Geistesheroen wissen einen guten Tropfen und einen guten Braten zu würdigen, und selbst ganz rohe Menschen empfinden mitunter Wohlgefallen an schönen Gegenständen und sind den Regungen der Freundschaft, der Eltern- und Kinderliebe zugänglich, fühlen sich auch durch vollbrachte Leistungen befriedigt.] Daher haben die sinnlichen Genüsse einen viel größern Wert, als die Philosophen gewöhnlich zugeben, die ihrem thörichten Vorurteile gemäß das Mögliche thun, um das Maß der Glückseligkeit zu vermindern, dessen die Menschheit fähig ist. Diese Philosophen vergessen, daß wir so gut einen Leib wie eine Seele haben, daß die große Mehrzahl der Menschen mehr mit dem Körper als mit dem Geiste thätig ist, und sie begehen den ungeheuerlichen Irrtum, jene Klasse von Verrichtungen gering zu schätzen, für die neunundneunzig Hundertstel der Menschen am geeignetsten sind. Die gerechte Strafe für diese Verirrung besteht darin, daß mit Ausnahme einiger einsamen Bücherwürmer niemand ihre Schriften liest, niemand sich um ihre Systeme kümmert, und daß sie zum Glück für die Menschheit von jedem Einfluß außs wirkliche Leben ausgeschlossen bleiben. Das Unheil jedoch, das sie anzurichten zu ohnmächtig waren, haben die Theologen wirklich angerichtet, indem sie ihr Ansehen und ihre Macht dazu mißbrauchten, Genüsse als unerlaubt zu verbieten, die für die ungeheure Mehrzahl der Menschen

wesentlich zum Lebensglück gehören. Diese Theologen haben einen Gott erfunden, der grausamerweise seine Geschöpfe mit unwiderstehlichen Trieben und Begierden ausgerüstet und zugleich ihnen deren Befriedigung bei Strafe der ewigen Höllequal verboten haben soll. Bis auf den heutigen Tag noch halten die Theologen an ihrer verkehrten Ansicht fest, wenn sie diese auch mildern und verschleiern. Aber jeder Genuß, durch den weder der Genießende noch ein anderer geschädigt wird, ist erlaubt, und jeder erlaubte Genuß ist löblich, weil er jene zufriedene Stimmung fördert, die uns wohlwollend gegen andre macht. Die Theologen haben noch zu lernen, daß unsre Begierden, die so gut zu unserm Wesen gehören wie unsre Fähigkeiten, befriedigt werden müssen, widrigenfalls der Mensch teilweise unentwickelt bleibt und ein Krüppel wird. Die einzige Grenze im Genießen ist, daß wir weder uns selbst noch andre schädigen. Diesseits dieser Grenze ist alles erlaubt. Mehr noch als erlaubt, es ist notwendig. Wer seine Natur nicht ganz entfaltet, der mag ein Mönch, er mag ein Heiliger sein, ein Mensch ist er nicht. Und mehr als je bedürfen wir heute ganzer Menschen. Kein früheres Zeitalter hat ein solches Stück Arbeit vor sich gehabt wie wir; und um diese Arbeit zu leisten, brauchen wir gesunde, kräftige Menschen, die alle Lebensverrichtungen ohne Einschränkung und Behinderung ausüben. Wir würden der Last unsrer Aufgabe erliegen, wollten wir unsre Lebenskraft und unsern Lebensmut durch die theologischen Vorstellungen früherer Zeiten niederdrücken, brechen und schwächen lassen.“

So ungefähr Buckle. Ich habe frei übersetzt und zusammengezogen. Unser heutiges Geschlecht wird weniger von theologischen Vorurteilen gelähmt, als vom Materialismus, der durch Leugnung des Zwecks die Antriebe zur Thätigkeit raubt, und von jenem Pessimismus, der uns unsre Genüsse als Illusionen verleidet, uns unsre großen und kleinen Widerwärtigkeiten hypochondrisch zergliedern lehrt und die unmögliche Zumutung stellt, daß wir Pflichten erfüllen sollen, um die zukünftige „Erlösung des Unbewußten“ anzubahnen. Es ist die höchste Zeit, daß ein frischer optimistischer Luftzug in diesen faulen Dunstkreis hineinfahre, sonst erliegen alle passiven Gemüther der Selbstmordmanie, während die thätigern in ihrer Verbitterung einem Vernichtungskampfe gegen die wirklich oder scheinbar glücklichen zustreben. Wer weder glücklich ist noch auf Glück hofft, der ist nicht gut und thut nichts Gutes. Auf eine wichtige Frage bleibt Buckle die Antwort schuldig, oder vielmehr er wirft sie nicht auf: in welcher Beziehung der Fortschritt der Zivilisation zum Lebenszwecke des Einzelnen stehe. Wir merken sie hier einstweilen für spätere Beantwortung vor.

